

# Botschafter der Gewaltlosigkeit

Der Verein »Deutsch-Indische Zusammenarbeit« lädt zu einer Tagung über Mahatma Gandhi ein – »Sei selbst der Wandel, den du zu sehen wünschst«

**FRANKFURT.** 1996 gründete Pfarrer Rudolf Dohrmann in der Dreifaltigkeitsgemeinde den Verein »Deutsch-Indische Zusammenarbeit«, der seither entwicklungs- und bildungspolitische Projekte in Zentralindien unterstützt. Nun widmete der Verein dem Geburtstag Mahatma Gandhis eine Tagung.

Politische Machtverhältnisse lassen sich manchmal auch durch friedlichen Protest grundlegend verändern. Vor zwanzig Jahren wurde auf diese Weise in Deutschland die Mauer zu Fall gebracht. Vor rund sechzig Jahren zwang gewaltloser Widerstand die britischen Kolonialherren zum Rückzug aus Indien. In der DDR gingen wichtige Impulse von der evangelischen Kirche aus, auf dem indischen Subkontinent von der moralischen Autorität Mahatma Gandhis. Obwohl sein Name fast schon ein Synonym für den friedlichen Umsturz ist, wurde er nie mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet.

Die Vereinten Nationen haben zumindest den Tag seiner Geburt zum internationalen Tag der Ge-

waltlosigkeit deklariert. Am 2. Oktober dieses Jahres wäre Mohandas Karamchand Gandhi 140 Jahre alt geworden. Dies nahm der Verein »Deutsch-Indische Zusammenarbeit« (DIZ) zum Anlass, an das Leben und Werk jenes Mannes zu erinnern, der als Mahatma – die große Seele – in die Geschichtsbücher eingegangen ist.

Im Saal der Dreifaltigkeitsgemeinde wies der frühere Leiter des Südasiens-Instituts an der Universität Heidelberg, Dietmar Rothermund, auf die »universale Bedeutung« von Gandhis rigoroser Ethik hin. Der politische Philosoph sei überzeugt gewesen, dass Demokratie ohne ein solides Fundament der Gerechtigkeit nicht funktionieren kann. Gandhi habe es als Ausdruck der »Selbstachtung« begriffen, sich nicht über Ungerechtigkeiten hinwegzusetzen, und dies zur unumstößlichen Richtschnur seines Handelns gemacht. Die Erfahrungen in Südafrika, wo der Jurist mehr als 20 Jahre lang gegen die Unterdrückung der indischen Minderheit gefochten habe, hätten ihn schließlich zum Prinzip des friedlichen Widerstands geführt, erläuterte Rothermund. In dieser Zeit



Foto: Doris Stickler

**Zu Beginn der Veranstaltung zündeten Besucher und Teilnehmer in einem indischen Ritual Kerzen an. Auch der Vorsitzende des Vereins, Jona Aravind Dohrmann, machte mit.**

seien auch die Grundzüge einer Lehre gekeimt, für die Gandhi das Sanskritwort Satyagraha – »Festhalten an der Wahrheit« – prägte. Wie der emeritierte Professor betonte, habe Gandhi damit nicht ein dogmatisches Besitzstandswahren gemeint, sondern aufgetragen, die Suche nach der Wahrheit niemals aufzugeben. Nicht nur deshalb hält Rothermund Gandhis Erbe nach wie vor »für alle demokratischen Gesellschaften relevant«. Der charismatische Aspekt habe seine Ethik mit gnaden-

loser Konsequenz gelebt und »wie kein anderer das Recht auf Widerstand gepredigt und praktiziert«.

Gandhi habe zwar nicht verlangt, seinem Vorbild gemäß in Armut und Keuschheit zu leben, doch habe er dazu aufgefordert: »Sei selbst der Wandel, den du zu sehen wünschst.« Das gesellschaftliche wie individuelle Heil habe er nur dann in greifbare Nähe gesehen, wenn jeder dafür Verantwortung übernimmt und sich fortdauernd darum bemüht. Nicht von ungefähr sei er als Hin-

du von Jesus angetan gewesen und habe die Bergpredigt als Anweisung verstanden, etwas für die Armen und Entrechteten zu tun. Dass Dietrich Bonhoeffer kurz davorgestanden habe, einige Monate an der Seite des Unabhängigkeitskämpfers zu verbringen, wundert Rothermund nicht. Anfang der 1930er Jahre lag Bonhoeffer Gandhis Einladung vor, die politische Entwicklung in Deutschland indes vereitelte die Reise.

Gandhis Friedensappelle, die er damals in zwei Briefen an »Herrn Hitler« richtete, hätten in Berlin vermutlich nur Spott und Hohn geerntet. In Indien habe er es aber geschafft, das Land mit seiner Strategie der Gewaltlosigkeit 1947 in die Unabhängigkeit zu führen. Den Erfolg führt Rothermund neben Gandhis »intuitivem Zugang zum Volk« auf das »demokratische Verständnis der Engländer« zurück.

Für Indiens Unabhängigkeit, die die Abspaltung von Pakistan nach sich zog, zahlte Gandhi allerdings den höchsten Preis. Im Januar 1948 wurde der damals 78-Jährige von einem hindusistischen Nationalisten erschossen.

sti

## »Christentumfieber« in China ausgebrochen

Experten sehen wenig Anzeichen von Verfolgung der Religionsanhänger in dem Millionenreich – Zahl der Christen steigt • Von Doris Stickler

**FRANKFURT.** In der Frankfurter Katharinenkirche richteten die Stadtkirchenarbeit und das Zentrum Ökumene der hessennassauischen Kirche den Blick auf die Situation der Christen in China.

Rund zwölf Millionen Katholiken und 40 bis 50 Millionen Protestanten – das klingt für deutsche Ohren überwältigend. In China sind diese amtlich Zahlen registriert, der Anteil von Christen an der Gesamtbevölkerung liegt damit aber noch immer im einstelligen Prozentbereich. Auf der Veranstaltung »Christus in China?! Christsein in China« sprach die Sinologin Katrin Fiedler dennoch von einem regelrechten »Christentumfieber«.

Hätten bei der Gründung der Volksrepublik 1949 nur etwa drei Millionen Katholiken und eine Million Protestanten im Reich der Mitte gelebt, sei die Zahl der Christen mittlerweile vierzigmal so hoch. Diesen Zustrom führt die Koordinatorin im Interdisziplinären Zentrum für Ostasienstudien

an der Universität Frankfurt auf den »Verlust an Werten und Orientierung« zurück. Viele Menschen fänden dort in den sozialen Strukturen der christlichen Gemeinschaften neuen Halt. Im Gegensatz zum verbreiteten Urteil der europäischen Presse akzeptiere die Regierung diesen Trend und stehe vor allem dem »sozialen Engagement der Christen wohlwollend gegenüber«. Auch die Untergrundkirchen würden inzwischen »meist stillschweigend geduldet«.

Fiedler, die als Mitarbeiterin der Amity-Foundation sieben Jahre in Hongkong gearbeitet hat, sieht die Hürden an anderen Stellen positioniert. Zum einen gebe es »keine klar definierten Denominationen« und einen großen theologischen Nachholbedarf. Für die Christen der ersten Generation seien etwa die Befreiungstheologie oder die feministische Theologie oft unbekannte Begriffe. Zum anderen bestünden »extreme Unterschiede zwischen Stadt und Land«, die sich unter anderem in Divergenzen zwi-



Foto: Doris Stickler

**Qu Xutong, Katrin Fiedler und Luis Gutheinz.**

schen einer liberalen Kirchenleitung und einer fundamentalistisch-evangelikalen Basis zeigten. Insgesamt ist für Fiedler die christliche Landschaft Chinas jedoch weniger von Schwarz und Weiß, sondern eher durch zahlreiche Grautöne geprägt.

Dieser Graupalette ordnet Qu Xutong, der derzeit im Fachbereich evangelische Theologie an der Universität Heidelberg promoviert, unter anderem die sogenannten »Kulturchristen« zu. In der Katharinenkirche machte der Doktorand mit seinen Forschun-

gen über dieses speziell chinesische Phänomen vertraut. Kulturchristen seien Intellektuelle, die sich bereits seit den 1970er Jahren mit christlicher Theologie beschäftigten, viele Klassiker übersetzt und sogar theologische Monografien geschrieben haben.

Wie der angehende Theologe herausgefunden hat, stehen diese Personen dem christlichen Glauben sehr nahe, ließen sich aber nicht taufen und besuchten auch keinen Gottesdienst. Seiner Einschätzung nach haben die institutionalisierten Kirchen bislang

noch nicht genug Ressourcen, um die hohen Ansprüche der Kulturchristen zu befriedigen.

Dessen ungeachtet steige in China die Zahl der Christen immer weiter an. Der gegenwärtige Inhaber der Gastprofessur »Theologie interkulturell« an der Frankfurter Universität, Luis Gutheinz, schreibt dies in erster Linie den »erschütternden Erfahrungen des Sozialismus« zu. »Die Leute sehnen sich nun nach einer Welt, die die Menschenwürde wahrt und Hoffnung gibt«, ist der seit 1961 in Taiwan lebende Jesuitenpater überzeugt.

Was die Haltung des Staates gegenüber dem christlichen Glaubensboom anbelangt, teilte er das Urteil von Katrin Fiedler und Qu Xutong. Die drei Chinaexperten machen zwar noch so manche Beschränkung aus – namentlich in den unteren Kadern hat sich das Gesetz der Religionsfreiheit noch nicht überall herumgesprochen. Die Verfolgung von Christen gehört ihrer Ansicht nach im Reich der Mitte jedoch definitiv der Vergangenheit an.